

Gotthard Günther [*]

IDEEN ZU EINER METAPHYSIK DES TODES

Grundsätzliche Bemerkungen zu Arnold Metzgers "Freiheit und Tod"^[1]

Die absolute Freiheit ist der Schrecken und dieser Schrecken ist der Tod. Mit dieser Gleichsetzung beschreibt Hegel in der "Phänomenologie" das Wesen des sich entfremdeten Geistes. Das Bewusstsein, das reflektierend in sein eigenes, privates Für-sich-sein zurückgeht, ist (überraschenderweise) "als reine Einsicht ... nicht *einzelnes* Selbst, dem der Gegenstand ebenso als *eigenes* Selbst gegenübersteht, sondern es ist der reine Begriff, das Schauen des Selbst in das Selbst, das absolut sich selbst doppelt Sehen".

"Hiermit ist der Geist als *absolute Freiheit* vorhanden." In dieser ausschließlichen Wendung auf sich selbst als reine Subjektivität hat der Geist die "bestehende" Welt hinter sich gelassen. Der "Gegenstand" hat in dieser Reflexionssituation das "Prädikat alles realen Seins ... verloren; das Bewusstsein fängt seine Bewegung nicht an ihm an als an *einem Fremden*, von dem aus es erst in sich zurückkehrte, sondern der Gegenstand ist ihm das Bewusstsein selbst; der Gegensatz besteht also allein in dem Unterschiede des *einzelnen* und *allgemeinen* Bewusstseins; aber das einzelne ist sich unmittelbar selbst dasjenige, was nur *den Schein* des Gegensatzes hatte, es ist allgemeines Bewusstsein und Willen. Das *Jenseits* dieser seiner Wirklichkeit schwebt über dem Leichname der verschwundenen Selbständigkeit des realen oder geglaubten Seins nur als die Ausdünstung eines faden Gases, des leeren Être suprême".

Das Resultat einer solchen radikalen Wendung des reflektierenden Bewusstseins auf sein eigenes Für-sich-sein, dem jetzt alle vermittelnden Übergänge fehlen, die Kontingenz eines denkunabhängigen Seins liefert, ist eine abstrakte Aufspaltung der lebendigen Einheit der mit sich identischen Subjektivität in reines Denken und (leer) Gedachtes. Das sich selbst bewusste Leben des Ichs zerfällt so in zwei "abstrakte Extreme, in die einfache unbiegsame, kalte Allgemeinheit und in die diskrete, absolute, harte Sprödigkeit und eigensinnige Punktualität des wirklichen Selbstbewusstseins".

Wenn also das Bewusstsein nichts anderes mehr ist, als "dies Wissen von sich als absolut reinem und freien einzelnen Selbst", dann existiert es zwar in der "absoluten Freiheit", aber das reelle Resultat dieser Freiheit ist nichts anderes als der Tod. Hegel begründet das so: in dieser radikalen Reflexion auf sich selbst zerstört sich das Ich als Leben, weil es eben in die "abstrakten Extreme" der "kalten Allgemeinheit" und der "eigensinnigen Punktualität" des Selbstbewusstseins auseinander fällt. Diese beiden Extreme stehen sich absolut unvermittelt gegenüber. Es führt keine Brücke von dem einen zum anderen. "Das Verhältnis also dieser beiden, da sie unteilbar absolut für sich sind und also keinen Teil in die Mitte schicken können, wodurch sie sich verknüpfen, ist die ganz unvermittelt reine Negation, und zwar die Negation des Einzelnen als Seienden in dem Allgemeinen. Das einzige Werk und Tat der allgemeinen Freiheit ist daher der *Tod*, und zwar ein *Tod*, der keinen inneren Umfang und Erfüllung hat; denn was negiert wird, ist der unerfüllbare Punkt des absolut freien Selbst; er ist also der kälteste platteste Tod, ohne mehr Bedeutung

* Archiv für Philosophie, 1957, Bd. 7, p. 335-347.

Abgedruckt in: Gotthard Günther, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band 3, Felix Meiner Verlag, Hamburg 1980, S.1-13.

¹ Verlag Max Niemeyer, Tübingen 1955, S.290.

als das Durchhauen eines Kohlhauptes oder ein Schluck Wasser." (Hegel [Meiner 1928] II, S. 413 bis 418.)

Und einige Seiten weiter heißt es noch einmal bestätigend: alle objektiven Bestimmungen der Welt "sind in dem Verluste, den das Selbst in der absoluten Freiheit erfährt, verloren; seine Negation ist der bedeutungslose Tod, der reine Schrecken des Negativen, das nichts Positives, nichts Erfüllendes in ihm hat" (S. 421).

Wir haben diese Sätze so ausführlich zitiert, weil sie bestätigen und tiefer erläutern, was Hegel bereits weiter oben in sehr bündiger Form in der Phänomenologie bemerkt hatte, nämlich dass die einzige "Allgemeinheit, zu der Einzelne als *solcher* gelangt, ... das *reine Sein, der Tod*" ist (S. 321).

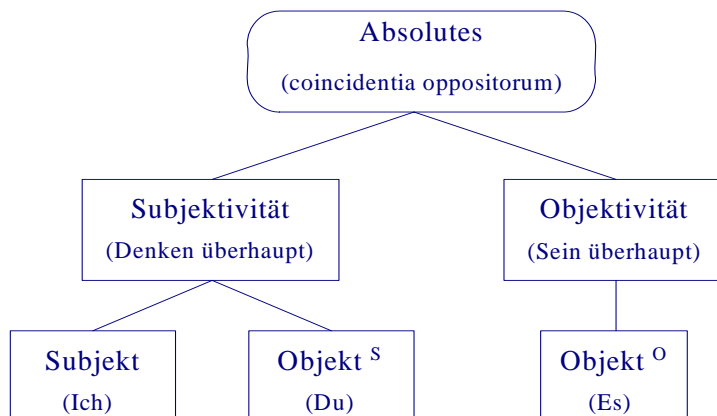
Man muss sich die (milde gesagt) erstaunlichen Konsequenzen der hier angeführten Textstellung einmal ohne Beschönigen klar machen. Wir werden nämlich klipp und klar darüber belehrt, dass im tiefsten Reflexionsgrunde unserer Subjektivität nicht eine unsterbliche "Seele", sondern der Tod wohnt. Und zwar ein platter Tod, ein Tod ohne die geringste metaphysische Relevanz. Das individuelle Ich, die private Subjektivität, also die in sich ruhende und mit sich selbst identische Besonderheit der Person existiert in der Dimension des Todes nicht. Der Begriff der unzerstörbaren Seele, die im Körper hauste und ihn im Tode verlässt, ist ein Selbstwiderspruch. Der Mensch gibt, wie die Sprache bezeichnenderweise sagt, *seinen* Geist im Sterben auf. Das heißt er gibt das, was seine Reflexivität zur Seele machte, an das impersonale Sein zurück. Metaphysisch reell ist die "Seele" nur als allgemeines Denken (oder Wille), also als impersonale und unindividuelle Essenz.

Damit ist unmissverständlich gesagt, dass das Reich des Todes nicht die Domäne der persönlichen Unsterblichkeit ist. Der Mensch ist nur so lange ein einzelnes, für-sich-seiendes Ich, als er in diesem seinem Leibe lebt. Der entleibte Geist ist Allgemeinheit, weil ihm die Möglichkeit fehlt, sich in einem "Fremden" zu reflektieren. Aus diesem Grunde wird auch dort, wo die Auferstehung vom Tode gelehrt wird, wie beim Apostel Paulus, ausdrücklich betont, dass die auferstandenen Toten wieder einen "Leib" besitzen. Denn "nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch ... Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen, und eine andere die irdischen ... Also auch die Auferstehung der Toten ... Es wird gesät ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib ... Aber der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche; danach der geistliche ... Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch; der andere Mensch ist der Herr vom Himmel ... Und wie wir getragen haben das *Bild des irdischen*, also werden wir auch tragen *das Bild des himmlischen*". (1. Kor. 15, 39-49. Die beiden Sperrungen sind die unsrigen.)

Der Tote kann nicht auferstehen, es sei denn "im Körper", denn die Seele ist nur insofern eine einzelne als sie sich im Anderen spiegelt und so ihr "Bild" hat, in dem sie ihre private Identität erlebt. Nur in seiner Freiheit individuiert sich der Geist. In der radikal auf sich selbst bezogenen Eigenheit und absoluten "Innerlichkeit" ist er nicht mehr individuell, persönlich oder ich-haft. – Damit aber sehen wir uns in der philosophischen Tradition des Abendlandes zwei prinzipiell verschiedenen Konzeptionen der Idee des Todes gegenüber. Die eine ist die griechisch-klassische, als deren letzten großen Repräsentanten wir Hegel zitiert haben. Die andere aber ist die christliche, die – philosophisch viel weniger durchgebildet – die klassischen Gedanken als anonymes aber mächtiges Hintergrundmotiv auf ihrem langen Wege durch die Geschichte des westlichen Geistes begleitet hat.

Der Unterschied der beiden Ideen ist aufs schärfste konturiert in ihrer Haltung gegenüber der Frage der persönlichen Unsterblichkeit, d.h. der Kontinuität der ich-haft privaten Identität über den Tod hinaus. In der klassischen Sicht auf das Todesproblem ist diese für das Individuum so brennende Frage philosophisch ganz irrelevant – soviel auch in der etwas irreführenden Terminologie des Phaidon von der Unsterblichkeit der Seele die Rede sein mag. Wenn Sokrates davon spricht, dass die Seele dem Tode schlechthin nicht begegnen kann (der Tod ist kein mögliches Objekt der *Erfahrung*), so nimmt der Hörer unwillkürlich an, dass der den Giftbecher Erwartende von seinem individuellen Ich spricht. Die ganze Situation suggeriert eine solche Interpretation! Aber die platonische "Seele" ist Idee, d.h. Allgemeinheit, und als solche das genaue Gegenteil zu individueller Einzelheit und subjektiv-persönlicher Privatheit, die sich gegenüber und unabhängig von allem Sein behauptet. Diese Seele ist "objektiv", sie ist das absolute Sein selbst und deshalb im letzten Grunde impersonal. "Sokrates", "Kebes", "Simmias", kurz jede individuelle für sich seiende Persönlichkeit sind in ihr nur vorübergehende Manifestationen. Daher das zyklische Verhältnis von Leben und Tod. Die ἀνάμνησις, als Garantin der individuellen Identität, überdauert den Zyklus nicht.

In der klassischen Metaphysik hat die Unsterblichkeit der Einzelperson keinen Platz. Die erste, und fundamentalste Grundthese dieser Philosophie ist das Prinzip der Identität von Subjekt und Objekt, resp. von Denken und Sein. Im Absoluten fallen beide zusammen. Das Denken, oder das Subjekt, kann sich aber erst dann als reines, allgemeines Sein konstituieren, wenn in ihm jener metaphysische Bruch aufgehoben ist, demzufolge alles Denken in "eigenes" Denken im Ich und "fremdes" Denken im Du (im anderen Ich) aufgespalten ist. In anderen Worten: der Gegensatz von Subjekt und Objekt, der alles Denken vom gegenständlichen Sein trennt, wiederholt sich noch einmal im Denken selbst ... derart, dass stets nur eine spezielle Variante aus der Totalität von Denken überhaupt "subjektiv" sein, also einem individuellen Einzel-Ich zugeordnet werden kann. Alles übrige Denken ist "objektiv", d.h., es vollzieht sich "für mich" in der Seinswelt in einer beliebigen (kontingenten) Anzahl von anderen Ichen, die dem denkenden Subjekt als Du-Objekte unvermittelt gegenüber treten. Diese, für unsere Problematik höchst relevante Tatsache lässt sich in dem folgenden einfachen Schema darstellen:



Es ist ohne weiteres ersichtlich, dass die absolute Identität von Denken und Sein, die coincidentia oppositorum, erst dann stattfinden kann, wenn die reine Subjektivität in sich selbst identisch geworden ist. Wenn also die Selbstentzweiung des Denkens in Denken im Ich und Denken im Du erst einmal aufgehoben ist. Ein gemeinsamer metaphysischer Grund für Subjektivität und Objektivität besteht also erst dort, wo der unser ganzes Leben beherrschende Gegensatz von Ich und Du vernichtet ist. Daraus aber ergibt sich für alles klassi-

sche Denken die unbarmherzige Folgerung, dass der Tod die personale ich-hafte Identität der "Seele" unwiderruflich auflöst. Es ist nichts mit der Unsterblichkeit des individuellen Subjektes – solange man den platonisch-aristotelischen Voraussetzungen unsere ontologischen Tradition strikt und pünktlich folgt.

Darum ist, wie Hegel sagt, "das Jenseits", das "über dem Leichname der verschwundenen Selbständigkeit" des individuellen Ichs schwebt, gleich der "Ausdünstung eines faden Gases". Und für die Seele, als eine in sich geschlossene Einzelheit und Individualität, hat der Tod "keinen inneren Umfang und Erfüllung". Für die "eigensinnige Pünktlichkeit" des Ichs, das sich selbst um keinen Preis aufgeben will, folgt dem Sterben "der kälteste platteste Tod".

Ganz in diesem Sinne heißt es bei einem modernen Denker: "Dying is almost the least spiritual of our acts, more strictly carnal even than the act of love". (Aldous Huxley, *After Many A Summer Dies The Swan*, 1939.)

Dem Tod kann auf dem Boden dieses Denkens seine metaphysische Dignität nur dadurch wiedergegeben werden, dass man ihn nicht auf das Sterben des Individuums, sondern auf jene trans-individuelle Region der Subjektivität, nämlich die Dimension der Freiheit, bezieht. Und soweit Freiheit als Essenz der Wirklichkeit in Frage kommt, ist die Angelegenheit des persönlichen Unsterblichseins philosophisch irrelevant.

Dies ist, wie gesagt, der eine der beiden möglichen Standpunkte, die man dem Todesproblem gegenüber einnehmen kann. Der andere ist, so deuteten wir weiter oben bereits an, derjenige, der die Idee des Todes unlöslich mit der Postexistenz des privaten Ichs verknüpft, jenes Ichs das seinen "Eigen-sinn" auch im Jenseits nicht aufgibt. Es ist charakteristisch, dass diese Auffassung sich genötigt gesehen hat, dem individuellen Subjekt, das den Tod übersteht, einen zweiten Leib zuzuschreiben. Dem "natürlichen" folgt ein "geistlicher Leib". Die philosophisch-metaphysische Konsequenz dieser paulinischen Idee ist enorm. Wenn nämlich "nicht alles Fleisch einerlei Fleisch" ist und ein "himmlischer Körper" aufersteht, so bedeutet das, dass das Jenseits, welches uns im Tode begegnet, nicht die absolute coincidentia oppositorum, nicht die endgültige Identität von Denken und Sein darstellen kann. Denn ein "Leib", ganz gleich welcher Art er ist, setzt einen weiter bestehenden Gegensatz von Subjekt und Objekt voraus. Die urphänomenale Antithese von Ich und Nicht-Ich ist unter diesen Umständen selbst in der metaphysischen Dimension des Seins des Seienden nicht aufgehoben. Sie dauert – wenn auch auf einer neuen Realitätsebene (einer "anderen Herrlichkeit") – essentiell weiter. Eine endgültige Identität von Denken und Objektivität besteht nicht. Damit aber wird für das Problem des Todes die Gültigkeit der klassischen Denkmittel geleugnet, denn letztere setzen unabdingbar das absolute Identitätstheorem voraus. Ihr ganzer Wahrheitsanspruch hängt von demselben ab. Das ist bei Aristoteles ausdrücklich festgestellt.

Diese christlich-paulinische Todesauffassung hat philosophisch bisher so gut wie überhaupt keine Durcharbeitung gefunden. Es konnte gar nicht anders sein! Ruht doch alle abendländische Metaphysik ausschließlich auf dem Fundament der platonisch-aristotelischen Identitätslogik – weshalb alles Philosophieren über den Tod, das wissenschaftlichen Rang beansprucht, ganz konsequent nur das klassische Todesproblem behandelt hat.

Das Buch von Arnold Metzger "Freiheit und Tod", dem diese Betrachtungen gewidmet sind, macht hiervon keine Ausnahme. Im Gegenteil! Es ist eine ganz ungewöhnlich kompetente Darstellung der Idee des Todes als Hintergrund und Ursprung der metaphysischen Freiheitschance des Menschen. In diesem profunden Werke ist eine ganz echte metaphy-

sische Begabung an der Arbeit. Es ist wohltuend, das festzustellen in einer Zeit, in der die Fähigkeit zum metaphysischen Denken im zunehmenden Verfall begriffen ist.

Man wird dem Buche kaum gerecht, wenn man es nur in seinen allgemeinen Grundzügen charakterisiert und gerne feststellt, dass es wieder und wieder in selten erreichte metaphysische Tiefen hineinleuchtet. Darüber hinaus ist es mitunter faszinierend in einzelnen Reflexionen, die blitzartig transzendente Perspektiven erhellen. Es ist schwer, dem Verfasser hier gerecht zu werden, ohne einige aktuelle Proben der Metzgerschen Formulierungen zu geben, was im folgenden geschehen soll:

"Mit der graduellen Annäherung an den Tod wird die Erinnerung mehr und mehr das Medium des Willens zur Dauer" (S.15). "Der Tod geschieht. Das Diskontinuierliche bricht in die Kontinuität wahrnehmenden Lebens ein. Was wir das Sterben des Menschen in diesem vorläufigen Sinne nennen, besagt, dass diese Identität von Geburt und Tod nicht mehr vom Innesein seiner selbst aufgefangen wird. Der Mensch stirbt, das heißt: das Existieren in ihm hört auf, von sich selbst zu wissen" (S.43 f.). "Philosophie tritt gewissermaßen auf der Stelle. Sie schreitet nicht fort in der Erforschung des Seienden. Sie ist die ewige Wiederholung der Reflexion auf dasselbe: darauf, den in der Idee des Einen (der Orientierung des Mannigfaltigen an dem Einen) verborgenen Horizont offenzulegen" (S. 115).

Wir wollen unsere Textzitate an dieser Stelle für einen Augenblick unterbrechen, um auf die strikte identitätstheoretische Orientierung der Reflexion in "Freiheit und Tod" hinzuweisen. Sie ist besonders in (S.43 f.) und (S.115) unverkennbar. Es ist das klassische Todesproblem, das hier abgehandelt wird.

Demgegenüber klingt: "Wille ist Wille zum Sein. Wille ist im Seienden, offenbare es überschreitende Mächtigkeit" fast transklassisch. Aber die Möglichkeit einer nicht-identitätstheoretischen Interpretation dieser Sätze wird sofort durch die Bemerkung abgeschnitten: "Was der Wille ist, verdankt er nicht einer sogenannten 'inneren Dynamik'. Die Dynamik ist nicht bei ihm. Sie ist bei dem sich entziehenden Wesen des Seins. Das besagt: der Wille liegt beim Sein" (S. 122).

Dementsprechend ist das, was den Tod überdauert, nicht das sein "Selbst" wollende Ich in intimer Personalität, sondern das impersonale (absolute) Leben: "Der Tod ist nicht der 'Parzenschnitt', als ob das Leben mit dem Sterben des Leibes aufhörte. Der Tod meint, dass in seiner Welt durchbrechenden Unterwelt der von der Einheit bewegte Weltgrund rein, ungetrübt bei sich ist. Das Leben (Seele) wird durch das Sterben mit dem Weltgrunde vereint ... Der Tod liegt vor der Vereinzelnung" (S.166). Und weil eben die einzelne Seele nicht vor dem Tode ist, lesen wir einige Seiten weiter ganz konsequent: "Die ihrer inneseiende Existenz stirbt – mors animae – aus ihrer eigensten Gestalt heraus ... – Nicht nur der Leib verwest. Die geschichtlich zeitliche Gestalt, die in der Tradition Seele genannt wird, zerfällt" (S.173).

Dass diese klassische Betrachtungsweise das Vehikel für ganz außerordentliche metaphysische Einsichten sein kann (vorausgesetzt, man hat die Begabung des Verfassers von "Freiheit und Tod"), beweisen die folgenden Stellen: "Leben zerbricht nicht an seinem Schicksal oder an seinen hereinbrechenden Schicksalen, sondern daran, dass es seiner Macht über das Sterben nicht angemessen ist" (S.179). Und: "Der Mensch weiß von dem Tode, weil er von der Realität des Universums ständig getroffen wird. Freiheit – Sein (Zeitlosigkeit) – Tod bilden eine apriorische Einheit der Fundierung in der Existenz, die ihrer Endlichkeit inne ist. Der Mensch ist die Aktualisationsstätte dieser dreifachen Einheit" (S.224). Und schließlich die Schlussätze des Buches. In den die leitenden Konzeptionen von Tod und "Freiheit" endgültig verbunden werden: "Denken ist das Erkennen des Kreatürlichen im

Lichte des das Kreatürliche negierenden Seins. Symbole des Gedachten sind Zeichen des Unterschieds verneinenden Todes. Dem Tod begehend, sieht sich der Mensch als die von dem Unendlichen getroffene Existenz. In diesem Selbstverstehen seines Existierens erfasst er seine Bestimmung; die existierende Welt organisierend dem Ewigen zuzuordnen. Dergestalt ist er das freie, die Welt von ihrer Endlichkeit befreiende Subjekt" (S. 290).

So fragmentarisch und knapp auch diese Auslese von Zitaten aus "Freiheit und Tod" ist, so zeigt sie doch deutlich sowohl die metaphysische Intensität des Metzgerschen Denkens als auch die grundsätzliche Tiefenschicht, in der sich die Gedankenführung konsequent bewegt. Da aber die Bedeutung des vorliegenden Werkes etwas Besseres verdient, als dass diese Betrachtung in eine, charakterlose Lobhudelei ausartet, fühlen wir uns verpflichtet, ihren zweiten Teil den negativen Seiten dieser Analyse des Todesproblems zu widmen.

Soweit das Todesproblem behandelt worden ist, ist seine Behandlung kompetent und tief-sinnig – davon soll im folgenden nichts subtrahiert werden – es wird für den Leser aber nirgends deutlich, dass die Metzgersche Gedankenführung nur eine Seite des ganzen Fragenkomplexes darstellt. Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, dass eine klassische und eine christliche Todesidee in der abendländischen Tradition zu unterscheiden ist. M. zeigt ausschließlich den klassischen Aspekt seines Themas. Zwar wird von ihm die christliche Ansicht reichlich zitiert, das soll bereitwillig zugegeben werden, aber eine solche Einführung honoris causa nutzt nicht viel, wenn der christliche Beitrag ganz der klassischen Systematik des Denkens (auf der M.s Gedankenführung *ausschließlich* ruht) untergeordnet wird. Weshalb Ideen, wie sie bei Paulus oder in der Offenbarung Johannes (der "zweite" Tod) vorkommen, im Zusammenhang von "Freiheit und Tod" keine Rolle spielen, weil sich ihre metaphysischen Voraussetzungen schlechterdings nicht mit der absoluten Identitätstheorie vereinigen lassen. So, deutet z.B. das Motiv der Auferstehung eines verklärten Leibes auf eine echte Metaphysik des Todes hin. Aber M. erklärt demgegenüber ausdrücklich: "Unsere Aufgabe besteht ... nicht darin, eine Todesmetaphysik zu schreiben ... eine *contradictio in adjecto*" (S.191). Das ist für die spezifisch klassische Konzeption des Todes, die M. darstellt, auch ganz richtig und unwidersprechbar. Für sie gilt in der Tat die Lehre von der "Unanschaulichkeit des Todes". Der Tod "ist nicht bestimmbar, wie alles Seiende (auch das Sterben) bestimmbar, identifizierbar ist. Der Tod ist nicht Gegenstand, kein möglicher Gegenstand der Erkenntnis". Deshalb ist der Tod "das, grundlos Verschlussene" (S. 183).

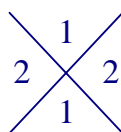
Der Autor wird nicht müde, diesen trans-ontologischen Charakter des Todes immer wieder zu betonen. Wir geben noch einige weitere Beispiele: "Der Tod hat wie das Nichts kein Wesen ... Sein ist Heimat allen Daseins, nicht nur des Menschen. Aber der Tod ist das Fremde ... Der Tod 'ist' nicht. Das will besagen, die Seinskategorien, die das Dasein entwirft (wozu auch die Kategorie der Ohnmacht gehört), passen nicht auf ihn ... Der Tod hat keine Stelle im Universum" (S.184 f.).

M. bemerkt daraufhin weiter sehr richtig, dass der Tod "in der traditionellen Philosophie als Seinslehre des Seienden keine Epoche gemacht" hat (S.185). Damit stimmen wir überein. Wir ziehen nur vor, den zur Diskussion stehenden Sachverhalt derart zu formulieren, dass wir sagen: die christliche Seite des Todesproblems (sein ontologischer Aspekt) ist in der abendländischen Tradition des Denkens bisher nicht thematisch geworden, weil diese Tradition ausschließlich auf dem Fundament der aristotelischen Logik beruht. Ideen wie die von der Auferstehung eines verklärten "Leibes" aber sind kompromisslos nicht-aristotelisch. Es war gar nicht möglich, dass sie auf dem Boden der klassischen Logik (die unsere Metaphysik bis heute ausschließlich beherrscht) je zum Zuge kommen konnten. Der Tod steht nicht unter dem Thema: Identität. Er ist radikalste, absoluteste

Nicht-Identität. Er hat deshalb in einer Identitätsmetaphysik, wie der von "Freiheit und Tod", keinen Platz. Und M. ist völlig berechtigt, wenn er – von seinem Standpunkt aus – eine Metaphysik des Todes als einen Widerspruch in sich selbst erklärt.

Es wird aber nützlich sein, die genauen Grenzen einer solchen Erklärung abzustecken. Denn absolut und das endgültig letzte Wort in der Sache ist sie nicht! Der M.sche Standpunkt setzt die klassische Theorie der Negation voraus. Das ist verständlich, ist diese Theorie doch die einzige, die in unserem metaphysischen Denken bisher Anwendung gefunden hat. Unsere Philosophie hat zwar davon etwas läuten gehört, dass der Satz von dem ausgeschlossenen Dritten in der Mathematik und mathematischen Logik etwas fragwürdig geworden ist, aber es muss zugegeben werden, dass die intuitionistischen Erwägungen bis 1953 zu keiner neuen *philosophischen* Theorie der Negation geführt haben. Erst in dem angegebenen Jahr ist eine solche publiziert worden (Die philosophische Idee einer nicht-aristotelischen Logik. Proc. XI, Int. Congr. Philos., Brüssel 1953, vol. V, 44-50) und diese auch nur in äußerst abbreviiertes Form, sozusagen nur ein Vorbericht. Ein Einfluss auf "Freiheit und Tod", das 1955 publiziert worden ist, war unter diesen Umständen nicht zu erwarten.

Aber – wie bereits angedeutet – die neue philosophische Theorie der Negation desavouiert zwar die M.sche Behauptung, dass eine Metaphysik des Todes eine *contradictio in adjecto* ist, in keiner Weise. Sie schränkt ihren Geltungsbereich aber auf den Umfang des (legitimen) aristotelischen Denkens ein. Das ist so zu verstehen: die klassische Metaphysik kennt die Negation nur als einfaches Umtauschverhältnis mit der Position. Bezeichnen wir das Positive mit (1) und die Negation mit (2), so lässt sich die gegenseitige Relation dieser Momente durch das einfache Schema



darstellen. Das heißt, entweder die horizontale oder die vertikale Schreibung gilt und beide Schreibungen sind beliebig miteinander vertauschbar ... soweit die abstrakte Formalstruktur einer Logik, die mit diesen beiden Werten arbeitet, in Frage kommt.

Der Gebrauch eines solchen Systems hängt davon ab, dass es auf das unerschöpfliche Reservoir der Erfahrung bezogen wird, die eine unendlich differenzierte *Bestimmung* des einen (positiven) Wertes erlaubt. Der andere (negative) Wert bleibt positiv-unbestimmt. Das heißt, wenn wir etwa "nicht-blau" sagen, so kann das alles mögliche heißen. Wir können damit eine andere Farbe, etwa "grün" oder "gelb" meinen, wir können mit dem negativen Prädikat "nicht-blau" aber gemäß dem formalen tertium non datur, das für das obige Schema gilt, ebenso gut "kubisch", "süß", kurz jedes beliebige Prädikat indizieren, das uns nur in den Sinn kommt. Generell gesprochen: wir können zwar mit einem System positiver Prädikate Aussagen machen, weil uns hier die empirische Datengruppe der Welt zur Verfügung steht. Aber ein System reiner Negationen liefert keine *Seinsbestimmungen*. Eine Logik, die auf einem elementaren Umtauschverhältnis von Positivität und Negation beruht, hat zwar eine unendliche Reflexionsbreite im Sein, aber keine bestimmbare Reflexionstiefe im "Gegen-Sein" der Subjektivität. Was jenseits des erfahrenen und erfahrbaren Seins ist, kann deshalb nur "Grau in Grau" gemalt werden. Da wir es mit einem einfachen Umtauschverhältnis zu tun haben, kann immer nur der eine der beiden Werte – der dann "positiv" genannt wird – bestimmbar sein, der andere funktioniert lediglich als unerfüllte Leerstelle.

Nun konstatiert M. mit Recht, dass schlechterdings keine Seinsbestimmung auf den Tod anwendbar ist. Ihm entspricht nicht einmal das dem Sein korrespondierende – mit ihm im Umtauschverhältnis stehende (Hegel) Nichts. Aber "wenn wir auf das Faktum des Todes das Wort Nichts anwenden, so ist etwas anderes als die übersteigende Idee des Seins gemeint – das Nichts eines anderen Typus gewissermaßen" (S. 189). Das bedeutet 'formal' gesprochen, dass die klassische Negation (die Seinsnegation) nicht auf die "Tatsache" des Todes anwendbar ist. Folglich ist auf dem Boden der klassischen Logik keine Metaphysik des Todes möglich. Soweit stimmen wir mit dem Standpunkt von "Freiheit und Tod" vollkommen überein.

Anders liegen die Dinge aber, wenn wir den Boden der klassischen (zweiwertigen) Logik verlassen und zu einer generell n-wertigen Logik übergehen. Das erste und entscheidende Merkmal eines solchen Systems des Denkens ist, dass Positivität und Negativität der Reflexion nicht mehr in einem einfachen (symmetrischen) Umtauschverhältnis miteinander stehen. Wir verfügen jetzt über einen reflexiv gestuften Tiefenbereich von Negationen, in dem das klassische Verhältnis von "bestimmt" und "negiert" nur das erste Wertverhältnis darstellt. Ihm folgt ein Umtauschverhältnis der Negation mit sich selbst und auf der Basis dieser beiden baut sich eine äußerst reiche Systematik "negativer" – und negativ *bestimmbarer* – Reflexionsstrukturen auf, deren Tiefendimension eine Funktion der gewählten Wertziffer ist. Denn jede n-wertige Logik hat n-1-Negationen, von denen nur die erste eine Seinsnegation ist. (Hegel: Das Sein ist das Nichts.)

Das soll an dein relativ einfachen Beispiel einer dreiwertigen Logik erläutert werden. Eine solche verfügt über zwei Elementarnegationen:

positiv	\sim^0	\sim^1	
1	2	1	Tafel (I)
2	1	3	
3	3	2	

wozu als iterierte Negationsverhältnisse noch:

$\sim^0(\sim^1 \dots)$	$\sim^1(\sim^0 \dots)$	$\sim^0(\sim^1(\sim^0 \dots))$ $\sim^1(\sim^0(\sim^1 \dots))$	
2	3	3	Tafel (II)
3	1	2	
1	2	1	

treten.

Tafel (I) enthält die klassische Negation " $\sim^0 \dots$ ", d.h. das Umtauschverhältnis von Positivität und "unmittelbarer" (Hegel) Negation. Darüber hinaus aber finden wir in dieser Tafel die erste – für ein dreiwertiges System zureichende – nicht-klassische Elementarnegation " $\sim^1 \dots$ ", die ein Umtauschverhältnis innerhalb der Negativität selbst konstituiert. Aus der Kombination dieser beiden Negationen resultiert dann die Tafel (II) mit Eigenschaften, die wesentlich von denen in Tafel (I) abweichen.

Jetzt wird deutlich, dass gewisse Aussagen, die auf dem Boden der klassischen Logik unbeschränkt gelten, reduziert werden müssen, wenn man sie auf ein mehrwertiges System überträgt. Solange nur zwei Werte zur Verfügung stehen, hat die Reflexion keine andere Wahl, als sich über das Sein auszubreiten. Ihr "Nichts" ist das genaue Gegenbild des Seins. Aber die Transzendenz des Todes ist, wie M. überzeugend darstellt, nicht die Transzen-

denz des Seins. Der Tod hat keine, aus dem Sein stammende, "ihn offenbar machenden Gründe" (S.183). Also gibt es keine Todesmetaphysik! Die stillschweigende Voraussetzung ist hier, dass alle Metaphysik vom Thema (Sein) ausgeht. Aber diese Prämisse ist eben nur dann uneingeschränkt richtig, solange wir strikt zweiwertig denken. Im klassischen System ist die vom Sein abgetrennte Reflexion machtlos. Sie kann sich nicht selbst bestimmen. Anders aber im mehrwertigen System! Die durch etablierte Negationsrelation stellt ein Umtauschverhältnis zwischen den Negationen "2" und "3", unter Umgehung der Positivität "1" dar. Das heißt, die Negativität reflektiert hier auf sich selber. In anderen Worten: insofern "2" ein logisches Nichts gegenüber "1" darstellt, produziert "3" die Idee eines zweiten Nichts, das nicht mehr das Nichts des Seins, sondern das Nichts der Reflexion ist!

"Freiheit und Tod" spricht mit Recht von einem "anderen Typus" des Nichts, das nicht das "die Materie übersteigende, vereinigende Nichts des Seins" ist (S.191). Solche Bemerkungen" so wahr und tief sie auch in sich sein mögen, bleiben ohne jeden rational angebbaren, also kommunikativen Sinn, wenn man ausschließlich klassisch denkt. Für das traditionelle Denken gibt es ein solches zweites Nichts einfach nicht. M.s Behauptung aber ist eminent sinnvoll in einem mehrwertigen System. Dieses Nichts steht jetzt einem anderen Bestimmungssystem gegenüber! Nämlich dem Bestimmungssystem der sich auf sich selbst wendenden Reflexion, die durch die Tafel (II) repräsentiert wird.

Der Tod war vom Bestimmungssystem des Seins ausgeschlossen. Folglich ist eine Metaphysik des Todes eine *contradictio in adjecto*. Richtig! Das Nichts des Seins ist nicht das Nichts des Todes. Und ein anderes Bestimmungssystem als das des Seins existiert für zweiwertig-metaphysisches Denken nicht.

Aber für das mehrwertige Denken besteht ein "zweites" Bestimmungssystem, das innere Gefälle der Reflexion in sich selbst definiert. Die klassische Logik kennt keine in sich reflektierte, interne Struktur der Negativität; weshalb eben ein Prädikat wie "nicht-blau" schlechthin alles designieren kann. Aber so wie das Sein eine in der Erfahrung gegebene unendlich differenzierte Struktur der "objektiven" Transzendenz widerspiegelt (und derart eine Seinsmetaphysik ermöglicht), so enthüllt die reine Negativität des ichhaften Bewusstseins dem mehrwertigen Denken einen unendlich differenzierten und *logisch bestimmbaren* Aufriss der "subjektiven" Introszendenz der sich selbst innehaften Reflexion. Dieses allem Sein inverse Bestimmungssystem etabliert die Möglichkeit einer Metaphysik der Introszendenz. Und das Faktum des Todes *muss* einen Platz in dieser Metaphysik haben, ist doch die M.sche Feststellung, dass der Tod "das Fremde," im Sein ist, selbst ein Reflexionsurteil. Im mehrwertigen System ist die Idee einer Metaphysik des Todes also alles andere als eine *contradictio in adjecto*!

Wie verhält es sich also mit solchen und ähnlichen Aussagen in "Freiheit und Tod"? Wir wollen noch ein Beispiel anführen. M. bezieht sich – wie von uns bereits erwähnt – auf den Augustinischen Terminus "mors animae". Die Seele zerfällt. Das kann klassisch nur heißen, das private, für sich seiende Ich löst sich auf. Der Schluss ist unvermeidlich, weil die klassische Theorie nur *einen* Identitätsbegriff kennt, nämlich den der Seinsidentität. Aber schon Hegel hat gesehen, dass dieser Identitätsbegriff zwar für einen Stein oder ein Stück Holz aber nicht für das Bewusstsein ausreicht. Er führt deshalb das neue Motiv der Reflexionsidentität ein. Jedoch wir brauchen nur vom zweiwertigen zum konsequenten dreiwertigen Denken überzugehen (ganz zu schweigen vom generell mehrwertigen Denken), um festzustellen, dass auch das noch nicht genug ist. Identität bedeutet logisch das Zusammenfallen zweier Werte. Dementsprechend haben wir im dreiwertigen System auch drei Identitätsrelationen:

1 = 2 : erste (klassische) Identität

2 = 3 : zweite Identität

1 = 3 : dritte Identität

und es wäre erst noch zu untersuchen, ob der Fortfall der ersten Identität im Tode wirklich die ichhafte Identität des Individuums endgültig auflöst. Für M. scheint das so zu sein. Denn er bemerkt ausdrücklich: "Der Tod tötet das Individuelle ... Er macht aus dem Individuellen das Werden zum Ganzen" (S. 223). Uns scheint die Frage völlig offen zu sein. Und hier zeigt sich der Mangel einer Metaphysik des Todes.

Unter diesen Umständen glauben wir, es ist eher richtig zu sagen: die in "Freiheit und Tod" entwickelte Gedankenführung liefert philosophische Minimalaussagen, insofern als das klassische System des Denkens, das M.s Buch uneingeschränkt dominiert, eben die Basis für das einfachste und unkomplizierteste metaphysische Aussagensystem bildet. Es ist ein enormes Verdienst des hier diskutierten Werkes, da es zeigt, dass das Todesproblem auf dieser Ebene des Denkens zu keiner inneren Erweiterung der bisherigen Metaphysik führt. Der Tod hat keine eigene Metaphysik. Das Sein wird zwar begriffen (und in ihm das Sterben), aber "der Tod wird nicht begriffen" (S. 202). Metaphysische Minimalaussagen beziehen sich ausschließlich auf die Relation vom Sein zum Bewusstsein, aus der Tod als "das Dritte" emphatisch ausgeschlossen ist.

Die Möglichkeit mehrwertiger Logiken aber suggeriert die Idee progressiver metaphysischer Systeme der Reflexion, die schließlich zu dem Konzept metaphysischer Maximalaussagen führt, wenn wir annehmen, dass in einem gegebenen n-wertigen System "n" gegen Unendlich konvergiert. Auf einer solchen Basis ist die Idee einer Metaphysik des Todes nicht nur nicht widerspruchsvoll, sie wird umgekehrt geradezu notwendig. Denn so wie das Sein den metaphysischen Hintergrund für alles bestimmte Seiende bildet, so liefert der Tod den metaphysischen Boden für die sich frei bestimmende Reflexion. "Freiheit und Tod" beschränkt sich auf die Exposition des Problems im Rahmen des klassischen, zweiwertigen Denkens. Akzeptiert man diese Limitation (und warum nicht!), so wird es schwer sein, Tieferes zum Thema zu sagen, als das M. getan hat. Das M.sche Buch stellt in diesem Sinne den Abschluss einer Tradition dar. Es ist nicht wahrscheinlich, dass auf identitätstheoretischer Basis die Todesproblematik noch wesentlich weiter entwickelt werden kann. Es ist bezeichnend, dass alle letzten Resultate von "Freiheit und Tod" immer in Aussagen aus dem Gebiet der praktischen Vernunft münden. Hier liegt auch M.s größte Stärke. Der Satz: "Der Mensch ist nicht so sehr analogia entis als analogia libertatis" (S.229), gehört zum Profundesten, was die gegenwärtige Philosophie hervorgebracht hat.

Auf dem Gebiete der neueren symbolischen Logik (und ihrem möglichen Einfluss auf das metaphysische Denken) ist M. dagegen weniger zu Haus. Man merkt das an seinem unklaren Gebrauch der Begriffe "variabel" und "invariabel". (Vgl. etwa § 13, c. des dritten Kapitels., S. 105 ff .) Aber obgleich sich diese beiden Termini in dem Buch unaufhörlich wiederholen, wird nicht der geringste Versuch gemacht, zwischen freien und gebundenen Variablen zu unterscheiden. Es wird dem Leser überlassen, sich im gegebenen Falle die richtige Bedeutung herauszusuchen. Dafür finden wir gelegentlich die bedenkliche Gleichsetzung von das "Variable" und die "Tatsache" (S. 217). überhaupt halten die wenigen Seiten, wo kurz auf die moderne mathematische Physik Bezug genommen wird, nicht das Niveau des übrigen Werkes. "Freiheit und Tod" ist wieder einmal ein Beweis, dass die gegenwärtige Metaphysik vorläufig noch nicht den Anschluss an das Neue in Mathematik, symbolischer Logik und nicht-klassischer Naturwissenschaft gefunden hat. Das mag evtl. sogar ein höchst gesunder Zustand sein, es ist in den letztgenannten Disziplinen noch

vieles sehr vorläufig. Die Revolution des naturwissenschaftlichen Denkens steht vorerst noch in ihren allerersten Anfängen. Bezeichnend ist, dass M. für seine eigenen Kommentare zum Thema auf die 1949 erschienene Ausgabe von "Bavink" verweist. Die dortige Darstellung der Atomphysik aber ist heute in relevanten Punkten ganz drastisch überholt. Nur auf ein Beispiel sei hier hingewiesen. In M.s Gedankengängen spielt der Begriff der "Materie" eine beträchtliche Rolle. Aber dieser relativ einfache klassische Begriff ist heute auch hinfällig, denn seit der Entdeckung der potentiellen Existenz von Antimaterie (anti-matter), müssen wir mit einem neuen Begriff der Unverträglichkeit des Seins mit sich selbst rechnen.

Der grundsätzliche Wert von "Freiheit und Tod" aber wird durch diesen Hinweis auf die sich rapid wandelnde Szenerie unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes kaum berührt. Die wenigen Seiten, auf denen dasselbe zur Diskussion steht, könnten ruhig eliminiert werden; man würde sie kaum vermissen. Was wir aber vermissen, ist, dass M. in seiner Philosophie der Freiheit nirgends Bezug auf die scharfsinnige und faszinierende Studie Arnold Gehlens, "Theorie der Willensfreiheit" (Bln. 1933), nimmt. Es trägt zu der geistigen Anarchie, in der wir heute leben, nicht wenig bei, wenn zwei gute Bücher, die einander so erstaunlich ergänzen, sich ignorieren. Und die Unterlassung kann Gehlen schwerlich zugerechnet werden.

Was schließlich den Stil anbetrifft, so hat man oft das Gefühl, dass er dem Leser seine Aufgabe schwerer macht, als das unbedingt notwendig ist. Die gelegentliche Dunkelheit der Diktion scheint aber eine Eigenschaft aller Denker zu sein, die zu originalen metaphysischen Tiefblicken fähig sind. Und dies ist hier in der Tat der Fall. "Freiheit und Tod" ist eine Respekt erheischende Leistung der deutschen Philosophie.

The text was originally edited and rendered into PDF file for the e-journal <www.vordenker.de> by E. von Goldammer

Copyright 2004 vordenker.de

*This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited
a printable version may be obtained from webmaster@vordenker.de*

vordenker

ISSN 1619-9324

Zitation:

Gotthard Günther: Ideen zu einer Metaphysik des Todes, in: www.vordenker.de (Winter-Edition 2004), J. Paul (Ed.),

URL: < http://www.vordenker.de/ggphilosophy/gg_ideen-metaphysik-tod.pdf > — Erstpublikation in: Archiv für Philosophie, 1957, Bd. 7, p. 335-347.